Zeitschrift: Schweizerisches Jahrbuch für Wirtschafts- und Sozialgeschichte = Annuaire Suisse d'histoire économique et sociale

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialgeschichte

Band: 32 (2017)

Artikel: Arbeit als Politikum, oder : hauswirtschaftliche Arbeit als Standpunkt der Kritik

Autor: Isler, Simona

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-842468

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Simona Isler

Arbeit als Politikum, oder: Hauswirtschaftliche Arbeit als Standpunkt der Kritik

The Politics of Work, or: Domestic Work as a Standpoint for Criticism

This paper sets out to challenge the idea that gainful occupation has always been the central concern of feminist politics and the central condition of women's emancipation. I offer a close reading of discussions about women's work and education within the Schweizerischer Gemeinnütziger Frauenverein (Swiss Women's Charitable Association, SGF) around 1900. The ideas and arguments put forward by women associated with the SGF invoked varying conceptualizations of love, experience, customs, progress, rationality, and citizenship. A careful examination of this past context of meanings centering on the concept of female labor enables us to defamiliarize present-day convictions, and may help us to ask new questions for a future feminist politics of work.

Aktuelle feministische und gleichstellungspolitische Debatten sind von einer Perspektive auf Emanzipation und Geschlechtergleichstellung im Zusammenhang mit dem Arbeiten von Frauen geprägt, die bedeutsame blinde Flecken mit sich bringt. So fällt etwa in aktuellen Diskussionen zur ausserfamiliären Kinderbetreuung die Selbstverständlichkeit auf, mit der gleichstellungspolitische Forderungen und Massnahmen auf den Bereich der Erwerbsarbeit konzentriert werden, die dadurch zur privilegierten Arena der Bemühungen um Geschlechtergerechtigkeit wird. Politiken zur Förderung und Ermächtigung von Frauen werden fast nur noch mit Bezug auf Erwerbsarbeit gedacht und unterstreichen so die kaum hinterfragte Verknüpfung von Gleichstellungsanliegen mit einer Politik des wirtschaftlichen Nutzens.[1] Währenddessen wird die unbezahlte Haus- und Familienarbeit weder als ein für das Geschlechterverhältnis noch für den Lebensstandard und die

1 Lucia M. Lanfranconi, Geschlechtergleichstellung durch Wirtschaftsnutzendiskurs. Eine qualitative

Schweizerisches Jahrbuch für Wirtschafts- und Sozialgeschichte 32, S. 133–153.
© 2017 Chronos Verlag, Zürich, ISBN 978-3-0340-1389-5, ISSN 1664-6460

Volkswirtschaft entscheidendes Strukturmerkmal thematisiert. So wird in dieser Optik etwa die Kinderbetreuung erst zu gesellschaftlich und politisch relevanter Arbeit, wenn sie in Kindertagesstätten, also im bezahlten Sektor, verrichtet wird. Wie ist es dazu gekommen, dass die Unabhängigkeit und Emanzipation von Frauen beinahe ausschliesslich im Zusammenhang mit deren Erwerbstätigkeit verhandelt wird? Diese für die Gegenwart spezifische Engführung der Arbeit von Frauen auf Erwerbsarbeit gilt es sichtbar zu machen, um politische Alternativen entwickeln zu können. Die Geschichtswissenschaft kann einen Beitrag zu dieser Sichtbarmachung leisten, indem sie den Blick auf vergangene feministische beziehungsweise frauenpolitische Zusammenhänge richtet und andersgeartete Verständnisse von Arbeit und darauf gründende Politisierungsweisen freilegt. So konzeptualisierte und politisierte beispielsweise der Schweizerische Gemeinnützige Frauenverein (SGF) zu Beginn des 20. Jahrhunderts die Arbeit von Frauen nicht in den Kategorien «Erwerbsarbeit» und «Hausarbeit».[2] Von dessen *anderer* Perspektive auf Arbeit in den ersten drei Jahrzehnten der Vereinstätigkeit (1888–1915)[3] handelt dieser Beitrag. Anhand des Engagements des SGF für vermehrte und verbesserte hauswirtschaftliche Bildungsmöglichkeiten für Frauen will ich fragen und verständlich machen, was Arbeit für die gemeinnützigen Frauen war und bedeutete. Die Rekonstruktion dieser andersgearteten Bedeutungszusammenhänge von Arbeit soll neue Fragen an aktuelle Politiken im Zusammenhang mit der Arbeit von Frauen ermöglichen. Die Suche nach vergangenen feministischen Thematisierungsweisen von Arbeit ist also gegenwartspolitisch begründet. Die Beziehung der Frauen zu ihrer Arbeit scheint mir heute in der gleichstellungspolitischen Rede selbstevident, und gerade deswegen gilt es, sie zu problematisieren beziehungsweise zu historisieren.

Die gegenwärtigen, kaum hinterfragten Vorstellungen von Gleichberechtigung und Emanzipation ordnen, so möchte ich behaupten, nicht nur aktuelle feministische

Untersuchung (un-)gleichheitsgenerierender Mechanismen in der Umsetzung des Schweizerischen Gleichstellungsgesetzes aus diskursiver und geschlechtersensibler Perspektive, Freiburg 2014.

2 Der SGF bezeichnete sich selbst nicht als «feministisch». Ich verwende den Begriff trotzdem, allerdings als beschreibendes Adjektiv jeglichen Engagements, das grundsätzlich die Situation von Frauen verbessern will. Erst ein solch breiter, historisch unspezifischer Begriff des «Feministischen» erlaubt es, den Bogen vom SGF des beginnenden 20. Jahrhunderts bis zu aktuellen Gleichstellungspolitiken zu spannen. In meiner laufenden Dissertation *Politiken der Arbeit in der schweizerischen Frauenbewegung um 1900* (Manuskript eingereicht) untersuche ich zusätzlich zum SGF Politiken der Arbeit zweier anderer schweizerischer Dachverbände, nämlich diejenigen des Bundes Schweizerischer Frauenorganisationen (BSF) und des Schweizerischen Arbeiterinnenverbands (SAV).

3 Das Ende des Untersuchungszeitraums ist mit dem Ausbruch des Kriegs begründet, der die Debatten und Positionen im SGF beeinflusste und veränderte. In der Folge soll es aber weniger darum gehen, historischen Wandel nachzuzeichnen, als vielmehr darum, genug Tiefenschärfe zu gewinnen, um das Spezifische des historischen Moments zu verstehen und zu beschreiben. Zum Engagement von Frauenorganisationen während des Ersten Weltkriegs vgl. Regula Stämpfli, Mit der Schürze in die Landesverteidigung. Frauenemanzipation und Schweizer Militär 1914–1945, Bern 2002.

Politiken in Bezug auf Arbeit, sondern zu einem grossen Teil auch die Geschichtsschreibung der schweizerischen Frauenbewegung. Frauen- und Geschlechterforscherinnen interessierten sich vorwiegend für den Kampf von Frauen in Bezug auf Erwerbsarbeit, Berufsbildung und politische Rechte.[4] Das waren zweifellos wichtige Arenen des politischen Engagements von Frauen und ihren Organisationen im 20. Jahrhundert. Allerdings, so möchte ich kritisch anmerken, prägten Erwerbsarbeit, Bildung und Frauenstimmrecht nicht nur als historische Gegenstände die Forschungslandschaft, sondern strukturierten darüber hinaus den Blick auf die Frauenbewegung insgesamt. Die Frauenorganisationen des frühen 20. Jahrhunderts werden in der Forschung meistens gemäss ihren Positionierungen auf diesen Feldern des politischen Engagements eingeteilt und ihre Politik wird als Kritik oder Affirmation einer bürgerlichen Geschlechterideologie gelesen.[5] Aus diesem analytischen Zugang ergibt sich ein relativ starres (und ahistorisches) Schema, das mit dichotomen Begriffspaaren wie «emanzipiert versus konservativ» oder «fortschrittlich versus traditionell» operiert. Häusliche und hauswirtschaftliche Arbeit ist in diesem Raster auf der traditionell-rückständigen und konformen Seite angesiedelt, und Frauenorganisationen, die sich für hauswirtschaftliche Bildung oder für die gesetzliche Einschränkung der weiblichen Erwerbstätigkeit (etwa im Rahmen des Fabrikgesetzes) einsetzten, erscheinen folglich als konservativ und gegen die Gleichberechtigung und Emanzipation der Frauen gewandt. Einige Autorinnen billigen den «konservativen» Positionen von Frauen eine strategische Geschicktheit zu.[6] Weil sie mit einer radikalen Kritik der Geschlechterideologie nicht erfolgreich gewesen wären, hätten sich die Frauen klugerweise in einer politischen Strategie geübt, die den zugewiesenen Platz im Haus zu ihren eigenen Gunsten nutzte, erweiterte und adaptierte. Beiden Interpretationen ihres Engagements würden die gemeinnützig tätigen Frauen, von welchen dieser Beitrag handelt, vehement widersprechen. Wie ich im Folgenden ausführe, verstanden sie sich in ihrem Einsatz für hauswirtschaftliche Bildung und Arbeit nämlich durchaus als zeitgemäss, modern und fortschrittlich. Und den Strategiebegriff, der suggeriert, dass Akteurinnen ihre Interessen durch den Einsatz von Argumenten verfolgen, die

4 Eine Übersicht zur Forschung über die schweizerische Frauenbewegung bietet Beatrix Mesmer, Staatsbürgerinnen ohne Stimmrecht. Die Politik der schweizerischen Frauenverbände 1914–1971, Zürich 2007; für das 19. Jahrhundert: Beatrix Mesmer, Ausgeklammert – eingeklammert. Frauen und Frauenorganisationen in der Schweiz des 19. Jahrhunderts, Basel 1988.

5 Meistens mit Verweis auf die wegweisende Arbeit von Karin Hausen, Die Polarisierung der «Geschlechtscharaktere». Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben, in: Werner Conze (Hg.), Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Neuere Forschungen, Stuttgart 1976, S. 363–393.

6 Zum Beispiel: Caroline Bühler, Die Geschichte des Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenvereins SGF. Vereinstätigkeit, Selbstverständnis und das Verhältnis zu Frauenbewegung, Politik und Staat von 1888 bis 1996, unveröffentlichte Lizentiatsarbeit, Bern 1997; Mesmer (wie Anm. 4).

nicht ihrer Überzeugung entsprechen, hätten sie ebenfalls abgelehnt.[7] Gemeinnützig engagierte Frauen argumentierten und handelten vielmehr gemäss ihren eigenen Prinzipien des Guten und Gerechten denn in Opposition zu oder per strategischer Übernahme von abgelehnten Grundsätzen anderer Akteure.

Um diese Prinzipien gemeinnützigen und frauenpolitischen Handelns zu Beginn des 20. Jahrhunderts aufzuspüren, will ich nicht in das intervenieren, was für die historischen Akteurinnen um die Jahrhundertwende richtig und wichtig war. Stattdessen gilt es, deren Perspektive auf ihre Welt nachzuvollziehen. Um diesen Anspruch einlösen zu können, nutze ich heuristisch das Instrumentarium der Rechtfertigungswelten der französischen «Soziologie der Kritik». Im Gegensatz zu Pierre Bourdieus «kritischer Soziologie» wird hier nicht von einem externen Standpunkt der Kritik (der dem Standpunkt der kritischen Wissenschaftlerin entspricht) aus argumentiert, sondern es werden vielmehr mögliche kritische Standpunkte bei den Akteurinnen selbst gesucht; die Kompetenz zur kritischen Urteilskraft der Akteurinnen wird betont, statt sie hinter jener der kritischen Wissenschaftlerin verschwinden zu lassen.[8] Mit Luc Boltanski und Laurent Thévenot gehe ich grundsätzlich davon aus, dass sich immer verschiedene gleichermassen legitime Standpunkte beziehungsweise Rechtfertigungsordnungen anbieten, auf welche Akteurinnen rekurrieren können und die es nicht aus heutiger Perspektive in Begriffen von Fortschritt oder Rückständigkeit zu qualifizieren gilt.[9] Die pluralen Perspektiven werden rekonstruiert und nicht kritisiert und sind somit grundsätzlich symmetrisch, das heisst gleichwertig. Aus dieser Rekonstruktionsarbeit ergeben sich neue Begriffe und Kategorien, die nicht ahistorisch sind, weil sie aus dem Quellenmaterial selbst entwickelt werden. Den Argumenten Simona Ceruttis für eine emische Perspektive folgend will ich darüber hinaus die rekonstruierten Aussagen und Handlungen der Akteurinnen nicht anhand eines quellenexternen Kontexts interpretieren, einordnen oder gar richtig stellen. Anstatt die beschriebenen etablierten Interpretationsangebote frauenpolitischen Handelns um 1900 auf das Material «anzuwenden», gilt es vielmehr die Frage nach den für die Akteurinnen entscheidenden Bezugsrahmen immer wieder neu zu stellen und so, umgekehrt, den

7 Vgl. zum Strategiebegriff Simona Cerutti, Microhistory. Social Relations versus Cultural Models, in: Anna Majia Castrén, Markku Lonkila, Matti Peltonen, Between Sociology and History. Essays on Microhistory, Collective Action, and Nation-Building, Helsinki 2004, S. 17–40.

8 Vgl. Luc Boltanski, Soziologie und Sozialkritik. Frankfurter Adorno-Vorlesungen 2008, Frankfurt a. M. 2010.

9 Die Rechtfertigungsordnungen sind nicht an Personen oder Institutionen gebunden, sondern können je nach Situation unterschiedlich in Gebrauch kommen bzw. von kompetenten Akteurinnen genutzt und bearbeitet werden. Die verschiedenen Systeme der Rechtfertigung sind durch spezifische Begrifflichkeiten und eigene Kategorien des Guten, Bösen, Gerechten, Grossen und Kleinen etc. gekennzeichnet. Vgl. dazu: Luc Boltanski, Laurent Thévenot, Über die Rechtfertigung. Eine Soziologie der kritischen Urteilskraft, Hamburg 2007; Boltanski (wie Anm. 8).

historischen Kontext um 1900 mit den in den Quellen vorgefundenen Argumenten und Sichtweisen neu zu beleuchten.[10] Deshalb kann es auch nicht darum gehen, die in den Quellen vorgefundenen Argumente den von Boltanski und Thévenot definierten Rechtfertigungswelten zuzuordnen. Zwar lassen sich durchaus Parallelen zwischen Letzteren und den für den SGF wichtigen Bezugsrahmen feststellen, trotzdem will ich kein soziologisches Modell anwenden, sondern vielmehr mit dem Konzept der Rechtfertigung Historisches beschreiben und immer konkret danach fragen, auf welche spezifischen Rechtfertigungsgrammatiken Argumente und Kritiken rekurrierten und welche eigenen, bisher unbekannten Argumentationszusammenhänge die Rechtfertigungsarbeit hervorzubringen vermochte.[11]
In der Folge werde ich zuerst klären, was das gemeinnützige Konzept des «hauswirtschaftlichen Arbeitens», das den gemeinnützigen Bildungsanstrengungen zugrunde lag, genau meinte und was es mit der Liebe, der Erziehung, der Gewohnheit und der Natur in diesem Zusammenhang auf sich hatte. Dabei wird unter anderem das spezifisch hierarchische Verhältnis zwischen gemeinnützig engagierten Frauen des SGF und den ärmeren «Schwestern» respektive jüngeren «Töchtern» sichtbar. Im Anschluss lege ich dar, wie die Frauen des SGF in den Bemühungen, «hauswirtschaftliches Arbeiten» möglichst «rationell» zu gestalten, das eigene Engagement und die Arbeit von Frauen als zeitgemäss und modern rechtfertigten. Der letzte Teil der Quellenanalyse ist dem Verhältnis zwischen dem Einsatz für hauswirtschaftliches Arbeiten und den gemeinnützigen Ansprüchen auf gesellschaftliche Teilhabe und Staatsbürgerschaft gewidmet. Zum Schluss möchte ich das kritische Potenzial des im Kontext der gemeinnützigen Frauenbewegung formulierten Konzepts von Arbeit aufzeigen, indem ich Fragen formuliere, die für feministische Politiken der Gegenwart interessant sein könnten.

Liebende und selbstlose Frauenarbeit

Der Schweizerische Gemeinnützige Frauenverein wurde im Jahr 1888 gegründet; er bündelte und koordinierte in der Folge vor allem in der Deutschschweiz die gemeinnützigen Aktivitäten zahlreicher Frauenvereine und Einzelmitglieder.[12] Ein

10 Cerutti (wie Anm. 7).

11 Vgl. zu diesem spezifischen Anspruch der historischen Forschung Simona Cerutti, Pragmatique et histoire. Ce dont les sociologues sont capables (voir note critique), in: Annales. Economies, Sociétés, Civilisations 46/6 (1991), S. 1437–1445.

12 Die Mitglieder des SGF werden gemeinhin dem gewerblichen und ländlichen Mittelstand zugeordnet. Diese Charakterisierung trifft aber nicht unbedingt auf die leitenden Frauen im Zentralvorstand und in den Kommissionen zu, die hauptsächlich das Quellenmaterial (v. a. in Form von Zeitungsartikeln, Jahresberichten, Kommissionsberichten, Referaten und Broschüren) für die vorliegende Untersuchung lieferten. Nora Escher schreibt, dass der Zentralvorstand des SGF sich aus dem

wichtiges Betätigungsfeld des Vereins war das Engagement für eine vermehrte und verbesserte Bildung für Frauen und Mädchen. So gründete der SGF bereits 1889 seine zwei ersten hauswirtschaftlichen Schulen in Buchs und Lenzburg. Viele weitere ähnliche Institutionen folgten. In diesen sollte die hauswirtschaftliche Bildung der Frauen vorangetrieben werden, wobei die Charakterisierung als «hauswirtschaftlich» ein breites Feld umfasste, wie ich in der Folge ausführe.

Gertrud Villiger-Keller, Mitgründerin und erste Zentralpräsidentin des SGF, führte in ihrem Bericht an der Generalversammlung in St. Gallen über die Tätigkeiten der verschiedenen SGF-Kommissionen und -Sektionen aus, was «hauswirtschaftliches» Arbeiten für sie ausmachte.[13] Der Präsidentin und ihren Mitstreiterinnen ging es bei ihren Bemühungen, die «weibliche Jugend» zu erziehen und zu bilden, darum, Mädchen auf ihre «Lebensarbeit» vorzubereiten. In Pflegerinnenschule, Gartenbauschule und in den zahlreichen hauswirtschaftlichen Schulen und Kursen wurde gelehrt, was *alle* Frauen nach gemeinnütziger Ansicht für das *gesamte* Leben brauchten. Die «Wirkungskreise» von Frauen, so unterschiedlich sie auch sein mochten, hatten eines gemeinsam: sie erforderten «häusliche Tugenden», die spezifisch «weiblich» waren und die durch Erziehung vermittelt und gepflegt wurden. «Liebe», «Opfersinn» und «Selbstlosigkeit» gehörten für Gertrud Villiger-Keller und ihre Mitstreiterinnen zu den zentralen Eigenschaften, die den «Charakter» von Frauen ausmachen sollten, ihre Arbeiten prägten und auszeichneten und diesen ihren «hauswirtschaftlichen» Charakter verliehen.

Aus der gemeinnützigen Perspektive blieb sich das Arbeiten von Frauen in seiner Art deshalb immer gleich, denn im Grunde taten alle Frauen überall das Gleiche: sie kümmerten sich «liebevoll und selbstlos» um das Wohlsein ihrer Mitmenschen, sie sorgten, dachten und fühlten für die Ihren und sie arbeiteten, litten und duldeten für Andere. Es war «die Liebe, die verzeihet stets auf's Neue, der Frauen wie der Mägde schönster Orden»,[14] das übergreifende Merkmal von «Frauenarbeit». Lehrerinnen, Pflegerinnen, Dienstbotinnen, Mütter und Ehefrauen brauchten diese, um in ihrer Tätigkeit bestehen zu können.

Die genannten, spezifisch weiblichen Eigenschaften und insbesondere die Liebe machten also «Frauenarbeit» als hauswirtschaftliche Arbeit aus. Die Arbeit von

oberen Mittelstand und dem Bildungsbürgertum rekrutierte, wobei «die Spitzen der Gesellschaft» fehlten. Caroline Bühler ergänzt, dass die Ehemänner der SGF-Gründerinnen allesamt Intellektuelle oder Politiker waren, und Beatrix Mesmer charakterisiert die Mitglieder des SGF-Zentralvorstands und der Kommissionen als den kantonalen politischen Eliten angehörend. Vgl. dazu: Bühler (wie Anm. 6); Mesmer (wie Anm. 4); Nora Escher, Entwicklungstendenzen der Frauenbewegung in der deutschen Schweiz. 1850–1918/19, Zürich 1985.

13 Archiv zur Geschichte der schweizerischen Frauenbewegung (Gosteli-Archiv), Bestand 190, Schachtel 1, Mappe 02-02, General-Bericht über die Jahresversammlung des SGF, 1905.

14 Gosteli-Archiv, Bestand 190, Schachtel 28, Mappe 02-00, Bericht des SGF und seiner Sektionen, 1897.

Frauen war durch sie definiert und charakterisiert – sie war immer Arbeit aus Liebe:[15] Liebe für Andere, Arbeit an und die Sorge für Menschen (oder auch Pflanzen und Tiere). Die Liebe und mit ihr die Fürsorge, der Opfersinn, die Geduld, die Beharrlichkeit, aber auch die Gewohnheit, die Tugend und die Sitte waren für den SGF unabdingbare Bestandteile der Arbeit von Frauen. Obwohl die gemeinnützigen Frauen diese Art des Arbeitens gemeinhin als hauswirtschaftlich bezeichneten, beschränkte sie sich keineswegs auf das Haus als Ort.[16] Im Gegenteil: die liebende Arbeit von Frauen war überall vonnöten. Hauswirtschaftliches Arbeiten aus Liebe im Sinn des SGF transzendierte örtliche Kategorisierungen von Arbeit (innerhäusliche Hausarbeit versus ausserhäusliche Berufsarbeit) sowie ein weiteres, in anderen Debatten und Kontexten wichtiges Kriterium: das der Bezahlung.[17] Die dichotome Gegenüberstellung zwischen meistens ausserhäuslicher Berufsarbeit als Lohnarbeit und unbezahlter Hausarbeit als Liebesarbeit gab es für die Gemeinnützigen nicht. Arbeit von Frauen war für sie immer Arbeit aus Liebe – ob bezahlt oder unbezahlt, ob im Haus oder ausserhäuslich.

Diese umfassende Bedeutung der «liebenden Frauenarbeit» kommt auch im doppelten Anspruch der SGF-Bildungseinrichtungen zum Ausdruck.[18] Frauen sollten in Schulen und Kursen sowohl auf die Führung eines eigenen Haushalts vorbereitet wie auch in die Lage gebracht werden, dank Bildung einen Erwerb zu erwirtschaften: «Kurz, die Direktion der Anstalt ist treu bedacht auf alles, was den Schülerinnen irgendwie fördernd für das spätere Leben sein kann, sei es in ihrem *eigentlichen Beruf* oder als Leiterinnen eines Hauswesens.»[19] So war die Arbeit der Pflegerin, die in jungen Jahren selber verdienen musste, wollte und sollte, auch im später zu gründenden eigenen Haushalt von Nutzen – etwa bei der Pflege kranker Familienmitglieder. Umgekehrt war eine hauswirtschaftliche Grundausbildung für jede Frauentätigkeit

15 Vgl. Gisela Bock, Barbara Duden, Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit. Zur Entstehung der Hausarbeit im Kapitalismus, in: Gruppe Berliner Dozentinnen (Hg.), Frauen und Wissenschaft. Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen, Berlin 1977, S. 118–199.

16 Vgl. auch die von Boltanski/Thévenot (wie Anm. 9), S. 228–245, beschriebene häusliche Rechtfertigungsordnung, die Ähnlichkeiten mit der gemeinnützigen Charakterisierung des Hauswirtschaftlichen aufweist. So sind auch in der häuslichen Welt zwischenmenschliche Beziehungen zentral und Tradition, Gewohnheit, Hierarchie, Treue, Benehmen, Charakter, Pflicht, Kontinuität und Beständigkeit wichtige Prinzipien.

17 Zu Politiken der «sozialen Mütterlichkeit», welche ebenfalls Kategorien des «Öffentlichen» und des «Privaten» durchkreuzten und aufhoben, vgl. Sonya Michel, Seth Koven, Mothers of a New World. Maternalist Politics and the Origins of Welfare States, New York 1993. Die Frauen des SGF argumentierten allerdings weniger mit Mutterschaft als mit Frauenarbeit im Allgemeinen.

18 Vgl. Ursi Blosser, Elisabeth Joris, Zwei Fliegen auf einen Streich. Bildung für Haus- und Erwerbsarbeit in den ersten Frauenarbeitsschulen der Schweiz, in: Marie-Louise Barben, Elisabeth Ryter (Hg.), verflixt und zugenäht! Frauenberufsbildung – Frauenerwerbsarbeit 1888–1988, Zürich 1988, S. 65–76.

19 Gosteli-Archiv, Bestand 190, Schachtel 1, Mappe 02-02, General-Bericht über die Jahresversammlung des SGF, 1907.

unabdingbar: «Kommt dann noch ein Kurs in einer Haushaltungsschule dazu, so dürfte das Mädchen für die Lebensarbeit vorbereitet sein, gipfle diese nun im eigenen Hausstand oder in irgend einem noch zu erwählenden Berufe.»[20]
Zwischen dem Haushalten und dem Erwerben gab es weder Konflikt noch Widerspruch. Beides gehörte in eine Frauenbiografie und war Teil der weiblichen «Lebensarbeit». Für die Frauen des SGF war das Erwerben Haushalten und das Haushalten war Erwerben. Es handelte sich um dieselbe Art – oder in den Worten des SGF um das gleiche «Feld» – von Arbeiten. Es gab nicht zwei Dinge, die sich friedlich ergänzten, potenziell aber jederzeit in Konflikt geraten konnten, wie das einem heutigen dichotomisierten Verständnis von Erwerbsarbeit und Hausarbeit entsprechen würde. Es gab nur eine Form des Arbeitens.
Das abgegrenzte Gegenüber der liebenden «Frauenarbeit» war die Fabrikarbeit von Frauen. Die Fabrik, gekennzeichnet durch die Präsenz von Maschinen, durch öde und überfüllte Räume, stumpfe und sinnentleerte Arbeit, war für den SGF das negative Gegenbild zu der von ihm entworfenen und propagierten «Frauenarbeit», die nur innerhalb eines zwischenmenschlichen Beziehungsgeflechts denkbar war. Dazu passte, dass nach Meinung des SGF in der Industrie Frauen nie freiwillig und aus Freude arbeiteten, sondern ausschliesslich aus ökonomischem Zwang und aus Not, ausschliesslich des Lohnes wegen. Die Tatsache, dass «die Frau aus Not in die Fabrik geht, dass sie sich nur dann dazu entschliesst, wenn ihre volle Erwerbskraft für den Unterhalt der Familie gebraucht wird», stand für den SGF «unzweifelhaft» fest.[21] Zwar konnte auch Frauenarbeit im gemeinnützigen Sinn entlohnte Arbeit sein, dennoch war es immer die Liebe und niemals das Geld, was den Frauen als Antrieb ihres Arbeitens galt.[22] Denn Liebe rechnet nicht, sie ist selbstlos und opferbereit – und Geld und Lohn durften für die gemeinnützigen Frauen niemals zu sehr im Vordergrund stehen, damit Arbeit noch Liebe und nicht etwa Zwang und Not bedeutete.
Weibliche Fabrikarbeit war für den SGF nicht nur ein theoretisches Negativ der eigenen Vorstellungen des richtigen Arbeitens, sondern eine direkte Bedrohung für die eigenen Ansprüche an gute Hausfrauen. Schliesslich war es «das harte Joch der Fabrikarbeit»,[23] das die Frauen derart in Anspruch nahm, dass sie kaum noch Zeit hatten, ein richtiges Mahl zu kochen, Hygienestandards einzuhalten und sich den eigenen Kindern und Ehemännern zu widmen. Die Fabrikarbeit stellte eine Bedrohung all dessen dar, was dem SGF wichtig war und was der Verein in seinen

20 General-Bericht über die Jahresversammlung des SGF, 1905 (wie Anm. 13).
21 Gosteli-Archiv, Bestand 190, Schachtel 1, Mappe 02-03, General-Bericht über die Jahresversammlung des SGF 1912.
22 Zum historischen Verhältnis zwischen Arbeit, Geld und Liebe vgl. auch das etwas andere Argument bei Bock/Duden (wie Anm. 15).
23 General-Bericht über die Jahresversammlung des SGF, 1912 (wie Anm. 21).

Schulen zu vermitteln versuchte. Darüber hinaus standen die Stellen in der Industrie in direkter Konkurrenz mit den Dienststellen in bürgerlichen Haushalten, die es zu besetzen galt.[24]

Gleiche und ungleiche Frauenarbeit

Das gemeinnützige Bildungsangebot war in seiner konkreten Ausgestaltung differenziert für Schülerinnen unterschiedlicher sozialer Herkunft und Möglichkeiten. So sprachen die Pflegerinnenschule und die Gartenbauschule eher mittelständische Töchter an, während die Dienstbotenschulen ihre Schülerinnen aus Arbeiterinnenkreisen rekrutierten; es gab Abendkurse für die einfache Küche, die sich an die Arbeitszeiten von Industriearbeiterinnen anpassten, und Kochkurse für die feine Sonntagsküche, die Mädchen aus bürgerlichen Haushalten besuchen sollten, und für mittellose Schülerinnen standen subventionierte Ausbildungsplätze zur Verfügung.[25] Hinzu kommt, dass die gemeinnützig tätigen Frauen gesellschaftliche Probleme oft explizit als Probleme der Unterschichten formulierten und sich ihr Engagement entsprechend auf deren Lebens- und Arbeitsgewohnheiten richtete. Es war ihnen denn auch ausserordentlich wichtig, dass «arme Mädchen» «in den Hausgeschäften, welche sie zu Hause nicht lernen konnten», unterrichtet wurden. Bertha Trüssel, Vorsteherin der hauswirtschaftlichen Kommission und spätere Präsidentin des SGF, erklärte das Engagement ihres Vereins im *Handwörterbuch der Schweizerischen Volkswirtschaft, Sozialpolitik und Verwaltung* folgendermassen: «Infolge des Aufblühens der Industrien wanderten die Frauen in die Fabrik; zur Zubereitung einer richtigen Mahlzeit war kaum mehr Zeit. Belehrung über Nahrung, über Nährwert der Nahrungsmittel erhielten sie weder in der Schule noch anderswo; sie verlernten das Kochen.»[26] Für den SGF war klar, dass die Industrialisierung und die daraus folgende «Unwissenheit der Frauen im hauswirtschaftlichen Gebiete»[27] für Mangelernährung, Krankheiten

24 Vgl. hierzu die um die Jahrhundertwende viel beklagte «Dienstbotennot» bei: Anne-Lise Head-König, La pénurie de domestique en Suisse et ses remèdes (1870–1939), in: Sextant 15–16 (2001), S. 127–148; Regula Bochsler, Sabine Gisiger, Dienen in der Fremde. Dienstmädchen und ihre Herrschaften in der Schweiz des 20. Jahrhunderts, Zürich 1989.

25 Infolge des Engagements des SGF beschloss der Bundesrat 1895, die «hauswirtschaftliche und berufliche Bildung des weiblichen Geschlechts» analog der Bildung für junge Männer zu subventionieren. Im Beschluss ist festgehalten, dass insbesondere «weniger bemittelte Bevölkerungsklassen» berücksichtigt werden sollen. Zur Chronologie der Ereignisse rund um das Subventionsbegehren des SGF vgl. Anita Keller-Keller, Zwischen Volks- und Berufsbildung. Die hauswirtschaftliche Fortbildungsschule. Eine über hundertjährige Geschichte am Beispiel des Kantons Zürich, Uster 2008.

26 Bertha Trüssel, Haushaltungsunterricht, in: Naum Reichesberg, Handwörterbuch der Schweizerischen Volkswirtschaft, Sozialpolitik und Verwaltung, Bd. 2, Bern 1905, S. 603–611.

27 Ebd.

und Alkoholkonsum in den Arbeiterinnenhaushalten verantwortlich war, und der Verein wollte mit Schulen und Kursen einen Beitrag zur Lösung dieser «sozialen Frage» leisten.

Obwohl die Erziehung und die Belehrung der Frauen der Unterschicht und als Folge davon die versprochene Lösung der sozialen Frage ein wichtiges Motiv in den Bemühungen des SGF war, machten die Vorstandsfrauen gleichzeitig deutlich, dass der Anspruch und das Angebot, sich «hauswirtschaftlich» zu bilden, für alle Mädchen und Frauen galt: «In den Koch- und Haushaltungsschulen, in den Dienstbotenschulen sollen die Töchter jeden Standes diese notwendige hauswirtschaftliche Ausbildung finden. Hier erwerben sie sich die in jeder Lebensstellung unentbehrlichen Kenntnisse in Theorie und Praxis.»[28] Der «hauswirtschaftliche Unterricht» richtete sich deswegen nicht nur an die «armen Mädchen».[29] Die Schulen erweiterten nämlich auch die Möglichkeiten bürgerlicher Töchter, gegebenenfalls eine Erwerbstätigkeit auszuüben, denn auch diese hatten, insbesondere wenn sie ledig blieben, ihren Lebensunterhalt selbst zu verdienen. Nicht zuletzt deswegen war mit dem Engagement für die Mädchen- und Frauenbildung des SGF auch die Erschliessung neuer Berufsfelder für Frauen verbunden. Die Pflegerinnenschule und das dazugehörige Frauenspital in Zürich etwa bildeten nicht nur angehende Krankenpflegerinnen aus, sondern boten auch Arbeitsstellen für Ärztinnen und Buchhalterinnen. Mit der Gründung der Gartenbauschule in Niederlenz bestand der SGF darauf, den Gärtnerinnenberuf als «Frauenberuf» zu definieren. Und für sämtliche Haushaltungs- und Dienstbotenschulen mussten Lehrerinnen ausgebildet und rekrutiert werden.

Die eigens vom SGF ins Leben gerufene Frauen- und Mädchenbildung richtete sich also grundsätzlich an alle Frauen, weil sie aus der Perspektive des Vereins gleichzeitig unterschiedliche jeweils schichtspezifische Probleme zu lösen vermochte. Die Hierarchie zwischen gemeinnützigen, helfenden Frauen auf der einen Seite und hilflosen, unwissenden Frauen auf der anderen Seite war folglich nicht ausschliesslich eine von Klassen. Um im gemeinnützigen Sinn andere Frauen belehren zu können, war neben einem bestimmten Standesbewusstsein, das sich hauptsächlich in Abgrenzung gegenüber einer proletarischen, von der Fabrik geprägten Lebens- und

28 Gertrud Villiger-Keller, Koch- und Haushaltungsschulen, in: Bericht über die Verhandlungen des Schweizerischen Kongresses für die Interessen der Frau. Abgehalten in Genf im September 1896, Bern 1897, S. 89–98.

29 Deswegen greift die Interpretation der hauswirtschaftlichen Bildung als Disziplinierung der Unterschichten meines Erachtens zu kurz. Die Ziele und Anliegen des SGF waren breiter und komplexer. Für das Disziplinierungsnarrativ vgl. Anne-Marie Stalder, Die Erziehung zur Häuslichkeit. Über den Beitrag des hauswirtschaftlichen Unterrichts zur Disziplinierung der Unterschichten im 19. Jahrhundert in der Schweiz, in: Regina Wecker, Brigitte Schnegg (Hg.), Frauen. Zur Geschichte weiblicher Arbeits- und Lebensbedingungen in der Schweiz. Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 34/3 (1984), S. 370–385.

Arbeitsweise definierte, ein weiteres hierarchisierendes Merkmal nötig: das Alter, das Wissen in Form von Erfahrung und erzieherischer Autorität mit sich brachte. Neben «den Armen» adressierten die gemeinnützigen Frauen mit ihren Anliegen und Hilfsangeboten nämlich vorwiegend «die weibliche Jugend», «die junge Mutter», die «Mädchen», «Töchter» und «Schwestern».[30] Während mit den Mädchen und Töchtern eine jüngere Generation, auch des eigenen Standes, angesprochen war, war die gemeinnützige Beziehung zu gleichaltrigen Arbeiterinnen eine schwesterliche. In der Tuberkulosebekämpfung zum Beispiel müsse «die gebildete Frau ihrer unwissenden Schwester zu Hülfe» kommen, «mit erklärendem und ermunterndem Wort, mit dem Beispiel und mit der ganzen Macht ihrer Überzeugung».[31]

Der gemeinnützige Blick des SGF auf Frauen aus ärmeren Verhältnissen entsprach der fürsorglichen und gleichzeitig erhabenen Haltung einer grossen, erwachsenen Schwester gegenüber der kindlich-kleinen und schrieb diese so ebenfalls in ein häuslich-generationelles Hierarchiegefüge ein. Die Grenze zwischen erfahrenen und unwissenden Frauen verlief also nicht ausschliesslich zwischen Klassen, sondern immer auch quer durch das eigene Milieu. Die gemeinnützig tätigen Frauen sahen sich selbst als Mütter, die ihre Töchter in der Arbeit, die sie dem eigenen Haus und der Gesellschaft schuldeten, instruierten und die den meistens ebenfalls als jünger imaginierten Arbeiterinnen in industrialisierter Umgebung als anleitendes Vorbild dienen sollten.

Die gemeinnützige Erziehung und Belehrung hatte jüngere wie auch ärmere und in beiden Fällen unerfahrenere Frauen im Blick; nicht arm und jung als fest definierte Zustände, sondern ärmer und jünger in Relation zur eigenen Position: «Es ist kein Mensch so arm und elend, dass er nicht noch jemanden fände, dem er helfen, dem er Gutes tun könnte. Ein freundliches, ermunterndes Wort der bleichen, müden Mitarbeiterin, ein warnender Ruf dem leichtsinnigen Mädchen, das dem Verderben entgegentaumelt, eine Waschung am nächsten Brunnen armer Kinder, denen die Mutter fehlt, das kann jede Frau gewähren und damit ihrer Menschenpflicht Genüge tun.»[32] Sowohl diese relationale Anordnung der Hierarchie zwischen Frauen wie auch das Alter und die Erfahrung als wichtige Kriterien der Positionierung innerhalb derselben machten Mobilität von unten nach oben nicht nur denkbar, sondern sogar folgerichtig.

Wie diese aufsteigende Bewegung in ihrer Idealform vollzogen wurde, demonstrierte das landesweit bekannte «Gritli». Die Figur, die im viel gelesenen und zitierten Buch von Emma Coradi-Stahl «haushalten lernt», mausert sich vom anfänglich unwissenden und unsicheren Mädchen dank der Arbeit in einem Professoren-Haushalt, in

30 Vgl. Elisabeth Joris, Heidi Witzig, Die ewigen Töchter oder die verpasste Revolution. Überlegungen zur Entwicklung der «Töchterberufe», in: Wecker/Schnegg (wie Anm. 29), S. 357–362.

31 General-Bericht über die Jahresversammlung des SGF, 1907 (wie Anm. 19).

32 C. C. St., Selbstzucht, in: Frauenbestrebungen 1/Januar (1907), S. 1 f.

welchem es von der sowohl älteren wie auch ökonomisch und sozial besser gestellten «Frau Professor» erzogen und belehrt wird, zu einer erfahrenen Frau. Nach ihrer Lehrzeit ist es denn auch ihre Aufgabe, diese neu errungene Position einzunehmen und zu leben: «So ziehe denn hinaus, mein ‹Gritli›, und sag deinen Schwestern, den unerfahrenen Mädchen, ‹wie man haushalten lernt›» appellierte die Autorin an das von ihr erschaffene Gritli.[33] Dieselbe Belehrung, die ärmere und jüngere Frauen unter ihren Lehrerinnen positionierte und sie zu Gehorsam und Nachahmung anhielt, ermöglichte es denselben, aufzusteigen und mit den Jahren selbst in belehrend-gemeinnützigem Sinn zu helfen. So wird Gritli nach ihren Lehrjahren zwar kaum zur «Frau Professor» werden, aber sie wird «Schwestern» und «Töchter» finden, denen sie Vorbild sein und ihr Wissen mitgeben kann und von welchen sie Dankbarkeit und Folgsamkeit erwarten darf.

Natürlichkeit, Gewohnheit und Erziehung

Damit die Arbeit von Frauen dem gemeinnützigen Anspruch gerecht werden konnte – also «das eigene Ich»[34] vergessend, stets von Liebe und Sorge geleitet den Mitmenschen diente –, brauchte es eine solide Grundlage. Deswegen beschäftigten sich die gemeinnützigen Frauen nicht nur mit theoretischem Wissen und praktischen Fertigkeiten, die im hauswirtschaftlichen Bereich nötig waren. Denn zuallererst mussten Frauen und Mädchen «erzogen» werden. Sie mussten den Wert der häuslichen Tugenden kennen und schätzen lernen. Sie mussten befähigt werden, «verständig und anpassungsfähig an Menschen und Verhältnisse, dabei ernsthaft und doch freundlich, heitern Sinnes, voll guten Willens»[35] zu sein. Denn Liebe, Sorge und Selbstlosigkeit konnten niemals aus Zwang entstehen, stattdessen lernten Mädchen und Frauen unter der Anleitung des SGF, dass auch mühevolles Arbeiten «innerlich beglücken» konnte und dass die «Lust und Freudigkeit» am Arbeiten notwendiger Bestandteil von «Frauenarbeit» war. «Arbeitsamkeit» war für den SGF «die ausdauernde Lust und Freudigkeit zur Arbeit».[36] Nicht nur die Liebe zu den Mitmenschen kam also in der Arbeit von Frauen zum Ausdruck – die Liebe zur Arbeit selbst war wichtiges Merkmal derselben. Deswegen betete Martha Goedel 1914 im *Zentralblatt des Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenvereins:* «Mein Gott, gib mir ein Herz, das Arbeit *liebt!* Das fröhlich und getrost zu jeder Zeit in seinem Tagwerk sich redlich

33 Emma Coradi-Stahl, Wie Gritli haushalten lernt. Anleitung zur Führung eines bürgerlichen Haushaltes in zehn Kapiteln, Zürich 1906.

34 General-Bericht über die Jahresversammlung des SGF, 1907 (wie Anm. 19).

35 Ebd.

36 Anna Winistörfer, Kurze Anleitung zur Hauswirtschaft. Für Schule und Haus, Lenzburg 1905, S. 13.

übt. Dann ist die Arbeit mir kein hartes *Muss*. Dann *darf* ich meine Pflichten froh erfüllen! Ein Herz, das Arbeit *liebt,* erbitte ich von dir.»[37] «Ein Herz, das Arbeit liebt», war aber nicht ausschliesslich ein Gottesgeschenk, sondern eine Frage der Erziehung. Wenn nun auf der Grundlage der anerzogenen Tugenden Frauen «frisch und freudig»[38] arbeiteten, dann war der Anspruch des SGF erfüllt, denn dann war «Frauenarbeit» zur Gewohnheit geworden und infolgedessen «natürlich».

Ich möchte diesen Zusammenhang in der Folge ausführen und die Gelegenheit nutzen, vorbeugend ein Missverständnis zu klären, das schnell in Verbindung mit dem gerade zitierten Adjektiv «natürlich» entsteht. Als Gertrud Villiger-Keller erklärte, die hauswirtschaftliche Betätigung sei der «natürliche Beruf»[39] der Frauen, bezog sie sich nicht auf ein biologisch-naturwissenschaftliches Verständnis der «Natürlichkeit», das den Frauen bestimmte Eigenschaften oder Fähigkeiten als angeboren zuschrieb.[40] Schliesslich waren nach Villiger-Keller Frauen nicht automatisch zum Haushalten befähigt – sie mussten es lernen! Villiger-Keller verwies mit der «Natürlichkeit» vielmehr auf die «Gewohnheit», die ihr wichtig war. Diese wurde durch richtige, also «tugendhafte Erziehung» und «Charakterbildung» an die jeweils nächste Generation weitergegeben und so aufrechterhalten und gepflegt. Nur wenn Mädchen dank einer «guten Kinderstube» und der Erziehung in Schulen die «häuslichen Tugenden» verinnerlichten, konnten diese zur Gewohnheit werden. Die erfolgreich vermittelte und angeeignete Gewohnheit wiederum war Voraussetzung für ein «natürliches» statt zwanghaftes tugendhaftes Verhalten, Handeln und Arbeiten. Erst wenn etwas mit Natürlichkeit gemacht wurde, war es Gewohnheit geworden, und umgekehrt musste Gewohnheit errungen werden, damit die Tätigkeit ungezwungen und natürlich verrichtet und nicht als Zwang empfunden wurde. Das Adjektiv «natürlich» im Sprechen der SGF-Präsidentin verweist also weniger auf die Natur als auf dieses Konzept der Gewohnheit.[41] Und im «natürlichen Beruf» der Frauen kam der Anspruch zum Ausdruck, sich – dank Erziehung und Gewohnheit – an der Arbeit zu freuen, diese zu ehren und zu lieben.

Dass die Gewohnheit ein wichtiges Motiv im Denken der gemeinnützigen Frauen war, wird auch in der folgenden Anekdote deutlich. In der Gartenbauschule des

37 Zentralblatt des Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenvereins 1 (1914), S. 3 f. (Kursiv im Original).

38 Winiströfer (wie Anm. 36), S. 14.

39 Villiger-Keller (wie Anm. 28), S. 89.

40 Zur notwendigen Historisierung der «Natur» vgl. auch Theresa Wobbe, Gleichheit und Differenz. Politische Strategien von Frauenrechtlerinnen um die Jahrhundertwende, Frankfurt a M. 1989.

41 Den Hinweis zu diesem Zusammenhang zwischen Gewohnheit und Natürlichkeit als Teil einer eher häuslichen und keineswegs naturwissenschaftlichen Rechtfertigungsordnung verdanke ich Boltanski/Thévenot (wie Anm. 9). Für weitere Überlegungen zu historischen Konzepten der Gewohnheit vgl. Bernhard Kleeberg (Hg.), Schlechte Angewohnheiten. Eine Anthologie 1750–1900, Berlin 2012.

SGF war eine Stelle neu zu besetzen, wie Frau Coradi-Stahl (Vizepräsidentin) an der Generalversammlung 1906 in Zug berichtete. Obwohl die Leiterin der Schule im Prinzip der Meinung war, dass «nur Frauen an der neuen Anstalt zu wirken berufen seien», musste sie dieses Prinzip «der Einsicht unterordnen, dass dem neuen Unternehmen, [...] mit einer einheimischen, mit unseren Verhältnissen und Gewohnheiten besser vertrauten Lehrkraft besser gedient sei, auch wenn sie, in unserm Falle, das Missgeschick habe, ein Masculinum zu sein.»[42] Der Verweis auf die Gewohnheit machte es also möglich, dass Männer Frauenarbeit ausführten. Dies wird auch im Artikel einer SGF-Angehörigen aus Schaffhausen deutlich, die von Gästen aus Amerika erzählte, wo es gang und gäbe sei, männliche Bedienstete für die Hauswirtschaft anzustellen. Das sei «Gewohnheitssache – nur Gewohnheitssache».[43] Gewohnheiten konnten also gepflegt und lebendig gehalten werden, sie konnten aber auch gebrochen und hinter sich gelassen werden – schliesslich gab es auch «üble Gewohnheiten».[44] Gewohnheit war nicht determinierend oder zwingend und sie setzte sich gegebenenfalls über die Biologie hinweg. Hauswirtschaftende Männer waren dementsprechend für den SGF aufgrund der Gewohnheit zwar alles andere als naheliegend, jedoch denkbar. Deswegen musste sich die Autorin des eben zitierten *Zentralblatt*-Artikels auch die bange Frage stellen, ob «die Zeit kommen» werde, «wo die Frauen ihre Haushaltungsschulen den Jünglingen öffnen müssen??»[45]

Rationelles und zeitgemässes Arbeiten

Hauswirtschaftliche Arbeit war aber nicht nur auf Erziehung und Gewohnheit beruhende Liebesarbeit, sie hatte grundsätzlich noch weitere Kriterien zu erfüllen. So sollte sie gebildete Berufsarbeit sein, die sich an industriellen Rationalitätskriterien zu orientieren hatte. Erst Bildung und auf Effizienz ausgerichtete Rationalität machten hauswirtschaftliches Arbeiten zeitgemäss – ein äusserst wichtiges Kriterium für die Gemeinnützigen, die sich so als modern (statt veraltet) positionierten.

1905 argumentierte etwa Anna Winiſtörfer in ihrer *Kurzen Anleitung zur Hauswirtschaft:* «Überlegung» und mit dem Kopf zu arbeiten sei wichtig, um «rascher und sicherer zum Ziel» zu kommen, und «gedankenlose Arbeit» sei «halbe Arbeit».[46]

42 Gosteli-Archiv, Bestand 190, Schachtel 1, Mappe 02-02, General-Bericht über die Jahresversammlung des SGF, 1906.

43 Zentralblatt des Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenvereins 8 (1913), S. 241–243.

44 Zum Beispiel bei Winiſtörfer (wie Anm. 36), S. 9.

45 Ebd.

46 Winiſtörfer (wie Anm. 36), S. 14.

In Ratgebern und an Jahresversammlungen waren in den Jahren zwischen 1888 und 1915 die gemeinnützigen Stimmen konstant präsent, die dank Technik, überlegter Planung und dem sparsamen Einsatz von Ressourcen die hauswirtschaftlichen Arbeiten reformieren wollten. Diese in den Reihen des SGF breit unterstützten Reformbestrebungen fassten die Frauen unter dem Begriff des «Rationellen». Dank rationalisierten Arbeitsabläufen sollten Zeit, Geld und Kraft gespart werden, wovon sich der SGF nichts Geringeres als die Steigerung der «Volkswohlfahrt» versprach.[47] «Rationell» bedeutete für den SGF aber nicht nur schnell, sparsam und durchgeplant, sondern ganz allgemein «richtig» im Sinn von wissenschaftlich begründet und professionell. So konnten Hausfrauen und Haushälterinnen durch «richtige Ernährung» die «Gesundheit aller Hausgenossen schützen».[48] Die Folgen von «unrationeller Ernährung» aufgrund von «Unkenntnis», «Gleichgültigkeit» oder «Bequemlichkeit» waren tuberkulöse oder sonst ungesunde und schwache Menschen.[49] Ausser durch das Wissen über gesunde, rationelle Ernährung gewann die Gesundheit auch durch einen regelmässigen und richtigen Gebrauch des «Bewegungsapparats». Das «Bewegen der Beine und Arme bei den verschiedenartigen Arbeiten im Haus, Hof und Garten» wirke «günstig auf die Nerven», erklärte Bertha Trüssel an der Generalversammlung in Luzern 1907 den Zusammenhang zwischen rationellem Arbeiten und gesundheitlicher Entwicklung.[50] «Schwindsucht» etwa sei eine Folge «unzweckmässiger Erziehung», die «zu vieles Stubenhocken» der jungen Mädchen nicht zu verhindern wusste.[51] Rationell sollte also nicht nur der Umgang mit Ressourcen wie Zeit, Geld und Lebensmitteln sein, sondern auch Kindererziehung und Krankenpflege hatten dieser Idee zu folgen. Eine der Hauptaufgaben der Haushaltungsschulen des SGF bestand folglich darin, «alle auf rationelle Lebensweise hinzielenden Bestrebungen zu unterstützen».[52]

Rationelles hauswirtschaftliches Arbeiten war gemäss SGF eine Bildungsfrage und somit ein Argument, das noch einmal die Bedeutung des SGF und seiner Schulen und Kurse unterstrich. Damit hauswirtschaftende Frauen zu Berufsfrauen wurden, die ihre Arbeit professionell und rationell zu verrichten wussten, mussten sie sich Wissen und Können in spezialisierten Schulen aneignen. Deswegen konnte das Hauswirtschaften nach der Meinung Trüssels auch nicht mehr zu Hause von den eigenen Müttern erlernt werden: «Allerdings muss gesagt werden, dass Durchschnittsfrauen, wohl infolge ihrer geringen Bildung, es wenig verstehen,

47 Gosteli-Archiv, Bestand 190. Schachtel 1. Mappe 02-02, General-Bericht über die XXI. Jahres-Versammlung des SGF, 1909.

48 Winiströfer (wie Anm. 36), S. 53.

49 General-Bericht über die Jahresversammlung des SGF, 1907 (wie Anm. 19).

50 Ebd.

51 Winiströfer (wie Anm. 36), S. 73.

52 Gosteli-Archiv, Bestand 190, Schachtel 1, Mappe 02-03, General-Bericht über die 27. Jahresversammlung des SGF, 1915.

veraltete, unpraktische und kostspielige Methoden der Hausführung gegen bessere einzutauschen.»[53] Der Rationalitätsanspruch des SGF an die eigene Arbeit begründete sich aus dieser spezifischen Perspektive auf Vergangenheit und Gegenwart. Bereits 1894 argumentierte Rosina Gschwind («Frau Pfr. Gschwind»), die erste Präsidentin und Mitbegründerin des SGF, es sei «nicht mehr das gemütliche Leben, wie noch vor 50 Jahren, wo man arbeitete, so weit es eben gut schien, und den Rest für den andern Tag versparte». Rationelles Arbeiten war nötig geworden, weil «unsere Zeit zudem eine denkende Zeit ist».[54] Während in der Vergangenheit also das von Müttern an Töchter weitergegebene Alltagswissen für die zu bewältigenden hauswirtschaftlichen Aufgaben durchaus gereicht hatte, waren die gegenwärtigen Ansprüche an die Bildung und Arbeit von Frauen andere, nämlich höhere. Der SGF hatte sich die Aufgabe gestellt, «auf allen Gebieten den Dilettantismus zu beseitigen»,[55] und seine Schülerinnen mussten deswegen lernen, ihre hauswirtschaftliche Arbeit in einem spezifisch-modernen Sinn zu verrichten, nämlich «rationell», «zweckbewusst», «sparsam», und dazu «gezielt» die richtigen «Werkzeuge» zu benutzen, Abläufe korrekt zu planen und durchzuführen und veraltete Gewohnheiten loszulassen.

Indem der SGF die Liebe und die Beziehung zu den Mitmenschen mit Vorstellungen und Begriffen industrieller Rationalität im gemeinnützigen Konzept von «Frauenarbeit» verknüpfte, vermochte er dem an sich selbst adressierten Modernisierungsanspruch gerecht zu werden. Das Hauswirtschaftliche war so nicht das Veraltete, als was es in seiner von allem anderen (Erwerb, Industrie) abgetrennten Form erschien. Verstaubte, nicht mehr zeitgemässe Traditionen und Gewohnheiten wollte der SGF durchaus losgelassen und durchbrochen sehen. Indem er auf einer rationellen Haushaltsführung bestand, betonte er, dass seine Konzepte von liebender Arbeit und Weiblichkeit der Gegenwart und der Zukunft gewachsen waren. Aus dieser Perspektive bewies der SGF, dass er mit seinen Ansprüchen an Professionalisierung und Rationalisierung an sein Konzept der hauswirtschaftlichen Bildung und Arbeit auf der Höhe der Zeit war.

Es waren darüber hinaus nicht nur die Zeit und ihre Ansprüche an Mensch und Arbeit, die das rationelle Hauswirtschaften erforderlich machten. Die Liebe selbst verlangte danach. Denn erst mit der Einsparung von «Zeit und Geld und Kraft» blieben der Hausfrau «Kraft und Musse für andere Aufgaben», zum Beispiel für die «Kinder- und Krankenpflege»[56] oder um mit dem Mann «über alles Mögliche

53 Gosteli-Archiv, Bestand 190, Schachtel 1, Mappe 02-03, General-Bericht über die XXIII. Jahres-Versammlung des SGF, 1911.

54 Frau Pfr. Gschwind, Koch- und Haushaltungskunde, Luzern 1897, S. 6.

55 General-Bericht über die XXI. Jahres-Versammlung des SGF, 1909 (wie Anm. 48)

56 General-Bericht über die 27. Jahresversammlung des SGF, 1915 (wie Anm. 53).

[zu] plaudern».[57] Ohne das rationelle Element war die hauswirtschaftliche Arbeit in Gefahr, weil die Hausfrau sich aus Zeit- und Kraftmangel nicht mehr den Mitmenschen widmen konnte. Neben den zwischenmenschlichen Beziehungen hing ein weiteres konstitutives Element des hauswirtschaftlichen Arbeitens von dessen rationeller Gestaltung ab: die Verbundenheit mit der Welt. Hausfrauen brauchten Zeit und Kraft, um «sich zu interessieren für alles, was ausserhalb des Hauses, im Vaterland geschieht!»[58] Und schliesslich konnte das nichtrationelle Arbeiten sogar dem hohen Ideal der «freudvollen Arbeitsamkeit» selbst gefährlich werden. Denn wenn Frauen mit Kraft und Zeit nicht rationell umzugehen wussten, wurde es «ungemütlich» wie bei einer «hausbackenen Hausfrau, die den ganzen Tag schafft und sich abmüht und ihr doch nichts flink aus der Hand geht und dabei vor Müdigkeit nervös wird».[59] Damit Frauen infolge «lebensabsorbierender [...] Scheuer- und Putztage[] z. B.» nicht «abgearbeitet» aussahen,[60] sondern ihrer Arbeit immer freudig und glücklich nachgingen, brauchte es für Bertha Trüssel und ihre Mitstreiterinnen die «rationelle Arbeits- und Lebensweise».

Rationelles Arbeiten wurde vom SGF also gewissermassen als Möglichkeitsbedingung des hauswirtschaftlichen Arbeitens formuliert, denn drei wichtige Dinge hingen neben der Verortung in der Jetztzeit davon ab: die Beziehungen zu den Mitmenschen, die Beziehungen zur Welt und die Liebe zur Arbeit selbst. «Bildet die Mädchen», forderte folgerichtig Bertha Trüssel, «damit die Sorgen und die Geschäfte der Haushaltung sie nicht erdrücken, damit sie noch Zeit haben, das Glück und den Frieden der Familie zu geniessen und ein offenes Herz und Auge für alles, was um sie her vorgeht!»[61]

Dank Bildung und Arbeit zur Staatsbürgerschaft

Die eben betonte Beziehung zur Welt verweist auf einen weiteren Argumentationszusammenhang, der für den SGF wichtig war, um seine Anliegen in Bezug auf weibliche Bildung und Arbeit zu formulieren: die staatsbürgerliche Gemeinschaft. Es war das erklärte Ziel des SGF, eine möglichst grosse Zahl von Frauen hauswirtschaftlich zu bilden. Zwar hatte der Verein schon viel erreicht, zahlreiche Schulen und Kurse ins Leben gerufen und so Hunderten von Mädchen und Frauen Bildung ermöglicht. Dennoch wollte sich Bertha Trüssel nicht zufrieden geben

57 Gosteli-Archiv, Bestand 190, Schachtel 1, Mappe 02-02, General-Bericht über die XX. Jahres-Versammlung des SGF, 1908.

58 Ebd.

59 Ebd.

60 General-Bericht über die XXIII. Jahres-Versammlung des SGF, 1911 (wie Anm. 54).

61 General-Bericht über die XX. Jahres-Versammlung des SGF, 1908 (wie Anm. 58).

und setzte sich zusammen mit ihren Mitstreiterinnen dafür ein, dass der hauswirtschaftliche Unterricht angesichts der «grossen Wichtigkeit der Sache» und «der unbegrenzten Bedeutung derselben für die Volkswohlfahrt»[62] landesweit für die Mädchen obligatorisch erklärt würde. Denn «zählt einmal, wie vielen Töchtern unseres Landes das Glück zu teil wird, wohl vorgebildet das schwere, wichtige Amt der Hausfrau und Mutter zu übernehmen, und Ihr werdet sehen, dass es noch eine erschreckende Minderheit ist. Und wenn Ihr prüft, dann wisst Ihr alle, wie unendlich viel davon abhängt, so dass ein Stillstand ein wahres, soziales Unglück wäre.»[63] Um einen solchen «Stillstand» zu verhindern, diskutierten die Protagonistinnen des SGF im Lauf der Jahre verschiedene mögliche Formen eines obligatorischen hauswirtschaftlichen Unterrichts. Als Vorbild dienten beispielsweise Kantone wie Freiburg und St. Gallen, die Handarbeiten oder Kochkurse für Mädchen in den Lehrplan der Volksschule integriert hatten. Ein anderes Modell sah vor, junge Frauen nach der Schule in den hauswirtschaftlichen Unterricht zu schicken – wie die Männer in die Rekrutenschule. Oder es konnte eine «obligatorische Prüfung unserer Töchter über ihre hauswirt. Kenntnisse in ihrem 18. Altersjahr (weibliche Rekrutenprüfung)»[64] eingeführt werden.[65]

Ein Obligatorium sollte also ein für alle Mal klarstellen, dass vom hauswirtschaftlichen Unterricht «die Wohlfahrt der Familie und damit im gewissen Sinne auch des Staates»[66] abhing. Das Wohl der Gesellschaft, die auf hauswirtschaftlich gebildete Frauen angewiesen war, kam nicht ohne eine möglichst breite Verankerung derjenigen aus. Denn «wie wäre es» beispielsweise «möglich, in der Tuberkulosenfrage auch nur einen Schritt weiter zu kommen», wenn nicht «jedes Mädchen Gelegenheit haben wird, einen hauswirtschaftlichen Unterricht zu besuchen»?[67] Das gleiche galt für den «Kampf gegen Alkohol». Um «solchen Krebsschäden der Gesellschaft entgegentreten» zu können und «wirkliche Besserung herbeizuführen», brauche es den obligatorischen hauswirtschaftlichen Unterricht für alle Mädchen und jungen Frauen.[68] Es ging also erstens um die Wichtigkeit dieser Arbeit für die Wohlfahrt des Staats, um ein Anliegen und Interesse des gesellschaftlichen Kollektivs – in diesem Fall der Nation. Hauswirtschaftliche Bildung und Arbeit war für die Gemeinnützigen Staatsbürgerinnenpflicht.

62 General-Bericht über die XXI. Jahres-Versammlung des SGF, 1909 (wie Anm. 48).
63 General-Bericht über die XXIII. Jahres-Versammlung des SGF, 1911 (wie Anm. 54).
64 General-Bericht über die XXI. Jahres-Versammlung des SGF, 1909 (wie Anm. 48).
65 Zum Dienstjahr für Frauen, zur Bürgerinnenprüfung und zum obligatorischen hauswirtschaftlichen Unterricht vgl. Ursula Renold, «Wo das Männliche anfängt, da hört das Weibliche auf!» Frauenberufsbildungsdiskussionen im Spiegel der sozioökonomischen Entwicklung (1860–1930), Bern 1998.
66 General-Bericht über die XXI. Jahres-Versammlung des SGF, 1909 (wie Anm. 48).
67 Ebd.
68 Zentralblatt des SGF, 1913 (wie Anm. 43), S. 220.

Gleichzeitig – und das ist der zweite Grund für ein Obligatorium – beinhaltete ebendiese Bildung und Arbeit das Potenzial, Frauen erst zu richtigen Staatsbürgerinnen zu machen. Im Einsatz für ein landesweites Obligatorium kam der Wille des Vereins zum Ausdruck, «auch für unsere Töchter alle Wege zur Erlangung vollgültiger Bildungswerte freizugeben».[69] Erst die gesetzlich verordnete Unterrichtspflicht machte die weibliche Bildung zur Staatsangelegenheit und somit «vollgültig». Durch die öffentliche Anerkennung und Institutionalisierung der gemeinnützigen Schulen und Kurse sollten Frauen als vollwertige Staatsbürgerinnen sichtbar werden. Das Engagement des SGF für den allen Mädchen gesetzlich vorgeschriebenen hauswirtschaftlichen Unterricht drückte auch den Wunsch und die Forderung nach weiblicher Staatsbürgerschaft aus, die über Bildung, genauer über hauswirtschaftliche Bildung, und Arbeit ermöglicht werden sollte.
Hauswirtschaftliches Mitarbeiten an der Gesellschaft war für den SGF sowohl Pflicht wie auch Recht von Frauen als Staatsbürgerinnen. Staat und Frauen waren aus der Perspektive des Vereins gewissermassen gegenseitig aufeinander angewiesen. Hauswirtschaft war nicht nur ein freiwilliger Beitrag von Frauen an eine bessere Welt, sondern auch eine unverzichtbare Voraussetzung für diese. Daraus folgte erstens eine Verpflichtung von Frauen, auf dieses gemeinsame und übergeordnete Ziel hinzuarbeiten. Gleichzeitig erwuchsen aus den hauswirtschaftlichen Aktivitäten von Frauen Berechtigungen, die sich für vollwertige Gesellschaftsmitglieder gehörten. Die zentrale Bedeutung der hauswirtschaftlichen Arbeit von Frauen für das nationale Kollektiv diente dem SGF als Argument, um ein Recht auf staatlich anerkannte Bildung zu formulieren. Das gesetzliche Obligatorium wie auch die Bundessubventionen[70] für den hauswirtschaftlichen Unterricht forderte der SGF im Namen der Frauen als Bürgerinnen, das heisst als Teil des gesellschaftlichen Kollektivs, dem sie sich verpflichtet fühlten und an welchem sie teilhaben wollten.

Standpunkte der Kritik

Im vorliegenden Text habe ich verschiedene Argumentationszusammenhänge und deren spezifische Ausarbeitung und Verknüpfung im Sprechen und Denken des SGF dargelegt. Dabei wird sichtbar, dass unterschiedliche Rechtfertigungszusammenhänge (Liebe, Erfahrung, Gewohnheit, Rationalisierung, Staatsbürgerschaft) von den Vereinsfrauen für die Formulierung ihrer Ansprüche genutzt und zueinander in Beziehung gesetzt wurden. Insbesondere zu heute tendenziell befremdenden Argumenten eröffnet die Frage nach Rechtfertigungsordnungen einen Zugang und

69 General-Bericht über die XXI. Jahres-Versammlung des SGF, 1909 (wie Anm. 48).
70 Vgl. Keller-Keller (wie Anm. 25), S. 91.

eine Möglichkeit, diese gerade in ihrer Fremdheit ernst zu nehmen und nicht unter andere, leichter zugängliche Perspektiven zu subsumieren. So verweist im Kontext des SGF weder die Arbeit aus Liebe auf unbezahlte Hausarbeit als dichotomisches Gegenüber von ausserhäuslicher Erwerbsarbeit noch meint das Natürliche im gemeinnützigen Sprechen ein bestimmtes biologistisches Verständnis von Geschlecht und Weiblichkeit. Der analytische Blick auf scheinbar evidente Begriffe und Argumente eröffnet stattdessen neue Kategorien und Bedeutungszusammenhänge: beispielsweise zur zentralen Bedeutung von Personenbezogenheit, Gewohnheit und Erfahrung im frauenpolitischen Nachdenken über Arbeit.

Obwohl sich die Frage nach verschiedenen Rechtfertigungszusammenhängen als nützlich erweist, um Ordnung in die Aussagen und Argumente zu bringen, ist es unbedingt notwendig, sie in einem zweiten Schritt sofort wieder auf spezifisch gemeinnützige Weise verknüpft und verzahnt zu denken. Denn das ist es, was hauswirtschaftliche Arbeit im Sinn des SGF auszeichnete: sie war immer gleichzeitig auf anerzogenen Tugenden und Gewohnheit aufbauende Liebesarbeit (an Menschen) *und* rationelle, gebildete Berufsarbeit, über welche Staatsbürgerinnenansprüche formuliert und der Verlauf von Zeit und Geschichte in Begriffen des Fortschritts imaginiert wurde. In ein und derselben Situation, ja sogar in einem einzigen Satz oder Argument verknüpften die gemeinnützigen Frauen Elemente aus verschiedenen Zusammenhängen. Diese bilden den spezifischen historischen Kontext, vor welchem die im SGF engagierten Frauen argumentierten und handelten. Die gemeinnützigen Rechtfertigungsbezüge, aus den Quellen selbst rekonstruiert, eröffnen erst die Perspektive, welche erstens eine angemessene Interpretation gemeinnütziger Politik der Arbeit von Frauen möglich macht und die zweitens den allgemeinen Wissensstand über Geschlecht, Frauen, ihr gesellschaftspolitisches Engagement und ihre Arbeit um 1900 erweitert.

Um mit Joan Scott[71] eine Konsolidierung gegenwärtiger Gewissheiten und Kriterien (was emanzipiert und progressiv, erstrebenswert und richtig für Frauen ist) zu vermeiden und stattdessen die Vergangenheit zu nutzen, um die Gegenwart kritisch zu befragen, ihre blinden Flecken sichtbar zu machen und aktuelle Selbstverständlichkeiten und etablierte Wahrheiten infrage zu stellen, schlage ich also vor, historische frauenpolitische Akteurinnen, die gemeinhin weder als kritisch noch als feministisch gelten, selbst sprechen zu lassen. Der Politisierungsarbeit des SGF gehe ich auf den Grund, indem ich mithilfe des Instrumentariums der von Boltanski und Thévenot skizzierten Soziologie der Kritik deren *eigene* Kriterien des Guten, Richtigen und Erstrebenswerten zu verstehen versuche. Ich beurteile also nicht, wie «emanzipiert» und «progressiv» sich Frauen zu Beginn des 20. Jahrhunderts *bereits* zeigten – denn

71 Joan W. Scott, History-Writing as Critique, in: Keith Jenkins, Sue Morgan, Alun Munslow (Hg.), Manifestos for History, London 2007, S. 19–38.

dies kann ich nur machen, wenn ich eine klare und universelle beziehungsweise gegenwärtige Vorstellung von Emanzipation und Fortschritt voraussetze, diese auf das historische Material *anwende* und so unvermeidlich ein Fortschrittsnarrativ konstruiere. Stattdessen frage ich: Wie wollten gemeinnützig engagierte Frauen um 1900 Handlungsspielräume erhalten und erweitern und die Welt zugunsten von Frauen verändern? Welche zur Gegenwart alternativen Wertehorizonte und Rechtfertigungszusammenhänge beziehungsweise Vorstellungen von Gerechtigkeit und Fortschritt finden sich in der Vergangenheit? Ich nehme also die im SGF engagierten Frauen ernst, um die ihnen eigenen, historischen Perspektiven zu rekonstruieren, ohne sie an Gegenwärtigem zu messen. Denn mein kritischer Blick richtet sich nicht auf die Vergangenheit, sondern auf die Gegenwart.

Die Perspektive des SGF auf die Arbeit von Frauen ist in dieser Hinsicht interessant und für das eingangs formulierte gegenwartskritische Anliegen relevant. Sie erlaubt die Erschliessung eines alternativen Standpunkts der Kritik, der mir so in der Gegenwart nicht zugänglich wäre. Es ist das Vergangene und das tendenziell Fremde, was die Geschichte für die Gegenwart interessant macht und was mich am gemeinnützigen Konzept der hauswirtschaftlichen Arbeit interessiert und zu kritischen Fragen an die Gegenwart inspiriert: Wie kann Arbeit nicht ausschliesslich als Erwerbsarbeit, sondern breiter gedacht werden? Wie könnte sich ein auf einem anderen Arbeitsbegriff aufbauendes Verhältnis zwischen Subjekten (hier Frauen), Gesellschaft und Fortschritt gestalten? Was bedeutet ein Akzent auf Arbeiten, die mit Beziehungen zwischen Menschen zu tun haben? Und wie liesse sich ebendiese Arbeit an den Menschen mit allgemeiner Wohlfahrt und Bürgerinnenrechten verknüpfen?